

Ermutigung in der Sozialpädagogischen Familienhilfe

Von Klaus Wolf

Familien, die Klienten der Sozialpädagogischen Familienhilfe (SPFH) werden, haben häufig Probleme zu bewältigen, mit denen andere Familien nicht in gleichem Maße zu tun haben, und ihnen fehlen oft Ressourcen, die zur Bewältigung dieser Probleme nützlich oder notwendig sind. In der Lebenslage einer konkreten Familie konzentrieren sich Benachteiligungen aus unterschiedlichen Quellen: Mehrere Kinder führen zu einer materiellen Benachteiligung gegenüber Paaren ohne Kinder, schwierige Wohnverhältnisse, die Abhängigkeit von Sozialhilfe, ein schlechter Gesundheitszustand oder Arbeitslosigkeit verschärfen Lebensverhältnisse, die durch Armut bestimmt sind (vgl. DJI 1998; Nielsen u.a. 1986; Pressel 1981; Schuster 1997). Außerdem haben die Erwachsenen häufig in ihrer Kindheit und Jugend viele Beziehungsabbrüche erlebt, mussten bereits als Kinder am Rande der Gesellschaft leben und Aussonderung, Stigmatisierung und Kränkungen erfahren (vgl. Hargens 1997; Pressel 1984; Schuster 1997). Wenn viele dieser Belastungen zusammentreffen, dann verstärken sie sich in ihrer Wirkung gegenseitig, und es entsteht leicht ein Knäuel von Problemen. Diese Schwierigkeiten sind nicht nur schwer zu bewältigen, weil viele gravierende Probleme zusammentreffen, sondern insbesondere weil zusätzlich wichtige Ressourcen fehlen, die zur Bewältigung notwendig wären. Dieses Spektrum notwendiger (und hier oft fehlender) Ressourcen darf man sich nicht zu eng vorstellen: Es umfasst materielle Ressourcen und z.B. auch Freundschaften und andere wichtige Netzwerkbeziehungen; manche Ressourcen haben eine biographische Dimension, sie sind das Ergebnis der Verarbeitung von Lebenserfahrungen: das Vertrauen, die eigenen Lebensverhältnisse beeinflussen zu können, Orientierungsmittel – also z.B. Wissen und Strategien, um sich in unübersichtlichen Situationen zurechtzufinden und zielgerichtet handeln zu können – oder Durchsetzungsmacht, um nur einige zu nennen. Wenn beides zusammentrifft – gravierende Probleme und fehlende Ressourcen – ist das Problem von diesem Menschen zu diesem Zeitpunkt nicht bewältigbar.

Die Aufgabe der SPFH kann darin gesehen werden, notwendige Ressourcen zugänglich zu machen, entweder unmittelbar – indem die Sozialpädagoginnen sie selbst zur Verfügung stellen – oder mittelbar – indem sie Ressourcen im sozialen Umfeld zugänglich machen. Betrachtet man die Hilfeverläufe im Detail, werden komplexe Prozesse deut-

lich: Welche Ressourcen benötigt werden, auf welche Weise sie zugänglich gemacht werden und welche nicht beabsichtigten Wirkungen dabei auftreten können, sind Themen, die in den Blick geraten.

Obwohl es in den letzten zwanzig Jahren einige interessante Forschungsergebnisse zur SPFH gegeben hat – exemplarisch sei verwiesen auf Allert u.a. 1994, Pressel 1981, Nielsen u.a.1986, Schuster 1997, Woog 1998 und als guter Überblick DJI ²1998 – ist unser Wissen über die Prozesse in der Familienhilfe noch sehr lückenhaft.

In einem mehrjährigen, noch (lange) nicht abgeschlossenen Forschungsprojekt an der Fachhochschule Neubrandenburg haben wir offene Interviews mit Müttern, Vätern, Lebenspartnern und (bisher sehr wenigen) Kindern geführt, deren Familie SPFH erhalten hatten. Die Menschen erzählen, wie sie die SPFH erlebt haben: Wer sie initiiert hat, wie sie begann, was die Mitarbeiterin gemacht hat, wie sie die Beziehung erlebt haben und wie das Ende aussah. Diese narrativen Beschreibungen werden ausgewertet. Dabei bemühen wir uns zunächst, die Sicht unserer Gesprächspartner möglichst genau nachzuvollziehen. Dann erfolgt eine sozialpädagogische Deutung, die sich an Fragen orientiert wie: Welche Ressourcen haben sich als sinnvoll erwiesen und wie ist es gelungen, notwendige Ressourcen zur Verfügung zu stellen? Welche Entwicklungshindernisse und -chancen sind deutlich geworden? Wodurch wurden ggf. Verschlechterungen und weitere Belastungen verursacht? Schließlich soll ein Theorierahmen konstruiert werden, in dem die Einzelergebnisse interpretiert werden können.

Dabei wurden einige besonders wichtige Themen deutlich. Im Folgenden möchte ich einem davon nachgehen: Wie können die Erfahrungen von Entmutigung und Kontrollverlust durch sozialpädagogische Prozesse mit dem Ziel von Ermutigung und Rückgewinnung von Kontrolle (im Sinne von: Einfluss auf andere Menschen und auf Dinge) beeinflusst werden. Man kann diese Prozesse für jedes Familienmitglied untersuchen und z.B. das Zusammenspiel von Kontrollverlust des einen und Kontrollgewinn des anderen beschreiben. Ich beschränke mich in der folgenden Darstellung auf die Kontrollchancen der Mütter in den untersuchten Familien. Viele der Klientinnen hatten es weitgehend oder in Teilbereichen aufgegeben, ihre Lebensverhältnisse zu beeinflussen. So sahen einige im Zusammenleben mit ihren Kindern kaum noch Chancen, Prozesse in ihrem Sinne zu gestalten und Einfluss zu nehmen. Oder sie erlebten sich in der Kom-

munikation mit dem Sozialamt, der Schule oder anderen Institutionen als hilflos. Manche hatten tief resigniert und sahen es als hoffnungslos an, sich zu schützen und z.B. ihre körperlichen Erkrankungen behandeln zu lassen oder sich in einem positiven Licht darzustellen. Diese Haltungen wurden nicht nur in einem niedergedrückten Habitus deutlich, sondern manchmal auch als selbstverständliches Resümee der Erfahrungen: So ist die Welt, da kann man nichts machen.

Von Außenstehenden wurde dieser Umgang mit dem eigenen Leben und den Lebensverhältnissen in der Familie manchmal als Faulheit missverstanden. Insbesondere die Frauen und Mütter wurden in dieser Hinsicht – manchmal selbst von den SPFH-Mitarbeiterinnen - scharf verurteilt. Da hieß es über Klientinnen, „die ist zu faul, den Müll runterzutragen“ oder „die ist zu faul, sich anzuziehen und läuft noch am Nachmittag im Nachthemd rum“ oder „die ist zu bequem, zum Arzt zu gehen“. Hat man hingegen diese Verhaltensweisen angemessener als Folge von Entmutigung, Resignation und erlernter Hilflosigkeit dechiffriert, kann man die SPFH hinsichtlich ihrer Möglichkeiten befragen, solche Prozesse abzumildern, d.h. Erfahrungen von Ermutigung, Aktivierung und Kontrollgewinn zu vermitteln. Damit ist man bei einem sehr grundlegenden Thema der SPFH, denn das Vertrauen in die eigenen Einfluss- und Gestaltungsmöglichkeiten ist die Voraussetzung vieler Lernprozesse.

Man kann Entmutigung und Kontrollverlust hinsichtlich seiner kognitiven, emotionalen, motivationalen und selbstwertbezogenen Folgen betrachten (vgl. Flammer 1990, Stiensmeier-Pelster 1988): Dann wird zum Beispiel deutlich:

- ? Ungünstige Lebenserfahrungen und ihre Verarbeitung können dazu führen, dass die Menschen Handlungsmöglichkeiten und Zusammenhänge zwischen eigenem Handeln und unerwünschten oder erwünschten Folgen schwerer erkennen und damit nicht nutzen können.
- ? Insbesondere die Erfahrung, negative Ereignisse nicht durch eigenes Handeln verhindern zu können, führt zu Angst und Resignation.
- ? Wer von der eigenen Wirkungslosigkeit überzeugt ist, hat keinen Anreiz zu handeln und wird blockiert.
- ? Die Überzeugung, anderen Menschen oder den Verhältnissen ausgeliefert zu sein, führt zu einem skeptischen, manchmal sogar von Selbstverachtung geprägten Selbstbild.

Peter H. Ludwig (1999: 119) hat Ermutigung als „beabsichtigte Zuversichtsanregung“ definiert. Für die sozialpädagogische Begleitung von Familien kann das Thema also so definiert werden: Wie kann die Zuversicht in die Wirksamkeit eigener Handlungen der Familienmitglieder durch die SPFH Mitarbeiterin gestärkt werden? Betrachten wir einige wenige Beispiele aus den Interviews.

Ich hatte nachher schon Angst, zu Behörden und so zu gehen, zum Sozialamt und so bin ich schon gar nicht mehr gegangen, weil ich da ewig schlechte Erfahrungen mit gemacht hab. Denn wurd' ich wieder abgewiesen und denn kriegt ich nichts und das ging drunter und drüber. Denn hat sich das nachher so eingerenkt, bin ich immer mit der Begleitung da hingegangen, die erste Zeit.“ (03.01.19)

Die Angst ist die – nachvollziehbare - Folge schlechter Erfahrungen, und neue, andersartige Erfahrungen ergeben sich nicht mehr einfach zufällig. Die Begleitung der SPFH-Mitarbeiterin bietet einen Schutz und sie verändert das Feld: Die Klientin wird im Sozialamt anders behandelt, wenn sie begleitet wird. Durch die Unterstützung ändern sich die Machtverhältnisse in dieser Situation und dies ermöglicht neue Entwicklungen. Zunächst wurde die Mutter in unserem Beispiel allerdings von einer anderen Mitarbeiterin betreut. Der Vergleich fällt zu deren Ungunsten aus.

„Ich hab sie einmal mitgenommen zum Sozialamt, na denn war Feierabend bei mir. Ich kam da überhaupt nicht zum Vor... Sie hat denn das gesagt, denn hatte die 'nein' gesagt und denn war das für sie erledigt. Und wenn ich mit der Frau Wolter, mit Helga, hingegangen bin, die hat denn noch diskutiert, da haben wir wenigstens was raus gekriegt. Ich stand da (bei der ersten Mitarbeiterin, K.W.) immer wie Pik Sieben auf Bahnsteig acht. Na was soll das, wenn ich mit jemanden reingeh, ich möchte was erreichen und sie sagt, die sagt 'nein', na denn ist gut, denn gehen wir wieder. Und wir haben, wir sind ja hart geblieben, Helga und ich, wir haben denn solange diskutiert, bis wir, und wir haben denn 'n Weg gefunden, das da irgendwie rauszukommen. Das haben wir auch geschafft. Wir hatten ja auch in der Oststadt Mietschulden und das hab ich auch alles alleine, bin ich hingegangen mit Helga und da hab ich das geregelt, dass ich das Bekleidungsgeld denn für Silvio erst mal da lasse und denn hab ich die Mietschulden erst mal alle so zurückgezahlt und denn sind wir mit dem bisschen ausgekommen, was ich denn hatte. (...) Und das haben wir dann so aufgesetzt und denn, das ging. Mit der andern hätt' ich das aber nicht machen können. Die hätt' gesagt, und die hätten 'nein' gesagt und denn wär's gut gewesen, denn wären wir wieder rausgegangen.“ (03.06.33)

Die eine Mitarbeiterin wurde nicht als Hilfe erlebt, da sie sich auch nicht durchsetzen konnte. Sie verfügte über keinen Überhang, der der Klientin zugute kam. Die Szene mit der zweiten Mitarbeiterin – also mit Helga – wird als gemeinsames Handeln beschrieben: *wir* sind hart geblieben, *wir* haben diskutiert. Eine solche Erfahrung und Interpretation erleichtert es, in einer anderen Situation die Regie selbst in die Hand zu nehmen: ich hab das geregelt.

Eine andere Frau beschreibt ihre Erfahrung so: „Am besten konnte ich aber mit Frau D. darüber reden. Da hab ich, wenn was gewesen war bei die Behörden, da hab ich Frau D. angerufen, hab ihr die Situation erklärt und da hat sie mir das gesagt, so und so, und denn hat sie nachher gesagt, ‘Soll ich denn mitkommen?’ Da hab ich gesagt, ‘Nein, es reicht mir, wenn ich mit Ihnen darüber reden kann.’ Das haben wir per Telefon gemacht, und ich ver-such das alleine. Und denn hab ich nachher, wenn das alles fertig war, denn nach ein paar Tagen sie angerufen, dass alles o.k. ist und da hat sie sich gefreut, dass ich das alleine ge-schafft hab.“ (02.04.01)

Hier begleitet die Mitarbeiterin die Klientin nur indirekt: sie sprechen darüber, die Kli-entIn entscheidet über die Dosierung der Unterstützung. Es bleibt ein gemeinsames Projekt, aber die Klientin kann das verbleibende Risiko (des Scheiterns) aushalten.

Eine andere Frau skizziert ihre Erfahrung so: „Hm. Ich schaff das, sagt sie. Ich war schon so oft, war schon so oft unten am Boden, ich bin immer wieder hoch, hab mich immer wie-der hoch gerappelt und diesmal auch wieder. Das ist unser ganzer Stolz, dass wir das soweit bis jetzt geschafft haben.“ (03.09.23)

Hier richtet sich die Aufmerksamkeit der Klientin auf ihre Erfahrung, dass sie sich auch in schwierigsten Situationen nicht hat unterkriegen lassen. Das macht ihr auch für zu-künftige Belastungen Mut. Den Erfolg führt sie allerdings auch auf die Mitarbeiterin zurück: wir haben das geschafft.

Genauer lassen sich solche Prozesse durch die Anwendung einiger theoretischer Kate-gorien analysieren, und man kann – was für die Praxis der SPFH bedeutsam ist - dann neue Handlungsmöglichkeiten entdecken. Hierzu ist eine Unterscheidung verschiede-ner Arten der Kontrolle und damit einer Abstufung von der unmittelbaren Kontrolle (Flammer 1990: 153 ff) bis zu einer Situation umfassenden Kontrollverlustes (siehe Graphik) interessant

Hierarchie der Kontrolle / Eskalation des Kontrollverlustes

primäre Kontrolle

zielt auf unmittelbare Wirkungen durch eigene Handlungen: man bewirkt das, was man bewirken wollte

Kommt es zu Hindernissen, erfolgt:

?

Reaktanz

Man versucht sich gegen die Behinderungen seiner Zielhandlungen zu wehren und Kontrolle wiederzugewinnen und zwar insbesondere durch erhöhte Anstrengung, Widerspruch oder Aggression.

?

indirekte Kontrolle

die Ziele sind nicht direkt erreichbar, sondern nur über andere Personen, die die Kontrolle haben und derer man sich bedient.

?

sekundäre Kontrolle

die Veränderung des Menschen selbst, genauer: seiner Ansprüche. Auf diese Weise wird die intraindividuelle Welt so manipuliert, dass das Verhältnis Individuum - Umwelt in ein Gleichgewicht gebracht wird.

?

erlernte Hilflosigkeit

Überzeugung einer generellen Nicht-Kontrollierbarkeit. Wenn Menschen wiederholt unangenehmen Ereignissen ausgesetzt sind, denen sie weder ausweichen, noch die sie verhindern können, können sie hilflos werden mit kognitiven, emotionalen, motivationalen und selbstwertbezogenen Folgen.

?

erlernte Hoffnungslosigkeit

extreme Form der Hilflosigkeit. Sie ist dadurch gekennzeichnet, dass keine - auch keine indirekte und keine sekundäre - Kontrolle möglich ist, die Hilflosigkeit stabil ist und sich auf sehr viele und zusätzlich subjektiv sehr wichtige Bereiche bezieht.

Primäre Kontrolle meint also einen unmittelbaren Einfluss der Klientin: Sie geht zum Sozialamt, beantragt Geld und erreicht, was sie wollte; sie spricht mit ihrem Kind und erreicht die von ihr beabsichtigte Verhaltensänderung; sie diskutiert mit ihrem Partner und bewirkt, dass er sich an der Hausarbeit beteiligt. Erreicht sie ihr Ziel nicht, versucht sie möglicherweise, durch Intensivierung ihrer Aktivitäten Kontrolle wiederzuge-

winnen (Reaktanz) . Sie wird vielleicht laut im Sozialamt und weigert sich zu gehen, bevor sie nicht den Chef der uneinsichtigen Sachbearbeiterin gesprochen hat. Erreicht sie auch dann nicht ihr Ziel, besteht möglicherweise die Chance, über andere Menschen diesen Einfluss zu gewinnen (indirekte Kontrolle): Sie bittet die SPFH Mitarbeiterin, mitzukommen und sie zu unterstützen, oder sie sucht den Arzt auf, wenn sie sich krank fühlt und ihre Selbstbehandlung erfolglos war. Wie das letzte Beispiel illustriert, ist es keineswegs ungewöhnlich, zunächst (nur) durch andere Einfluss wiederzugewinnen. Jeder, der einen Spezialisten (Rechtsanwalt, Autowerkstatt usw.) aufsucht, beabsichtigt eine Wirkung zu erzielen, die er unmittelbar nicht erreichen kann. Gelingt es auch auf diese Weise nicht, die Ziele zu erreichen, werden die eigenen Erwartungen vielleicht so korrigiert, dass die Diskrepanz zwischen Erwartungen und Möglichkeiten verringert wird (etwas missverständlich: sekundäre Kontrolle): Lebenspläne werden z.T. als Illusionen interpretiert und verändert und Ziele als unrealistisch angesehen und aufgegeben. Das hat sehr oft zwei Aspekte: Einerseits ist die Anpassung der eigenen Vorstellungen an die realisierbaren Möglichkeiten durchaus eine Chance, eine Spannung zu verringern und sogar neue Ansatzpunkte für primäre Kontrolle zu schaffen. Andererseits kann die Vermeidung von Enttäuschungen und die Anpassung an ungünstige Verhältnisse auch einen bitteren Beigeschmack haben, stellt sie doch die Anpassung an eine Realität dar, die oft viele Lebens- und Entwicklungschancen vorenthält.

Noch schwieriger wird die Situation für die Menschen, wenn sich die Überzeugung einer generellen Nicht-Kontrollierbarkeit entwickelt hat. Wenn sie etwa wiederholt sehr bedrohlichen Ereignissen ausgesetzt waren, denen sie weder ausweichen noch die sie verhindern konnten, werden sie hilflos. Eine Folge der Hilflosigkeit ist, dass auch tatsächlich vorhandene Kontrollmöglichkeiten nicht wahrgenommen und damit nicht genutzt werden. Damit werden Situationen, in denen objektiv noch Handlungsmöglichkeiten bestehen, subjektiv als unbeeinflussbar erlebt. Da dieses Erleben auf eine Verallgemeinerung von Erfahrungen aus wahrscheinlich tatsächlich unbeeinflussbaren Situationen zurückgeführt werden kann, ist es ein Produkt der Verarbeitung dieser Lebenserfahrungen und somit erlernt. Eine extreme Form der Hilflosigkeit ist die Hoffnungslosigkeit, die sich oft auf alle wichtigen Lebensbereiche bezieht.

Mit diesen Kategorien können Interventionsziele im Umgang mit Menschen, die wenig Vertrauen in die Wirksamkeit ihrer Handlungen haben, genauer abgeschätzt werden. Ich will nur einige Konsequenzen nennen.

So ist es nicht nahe liegend von einer Klientin, die es aufgrund ihrer Lebenserfahrungen weitgehend aufgegeben hat, an ihre Einfluss- und Gestaltungsmöglichkeiten zu glauben, vorrangig primäre Kontrolle zu erwarten. Hier käme es eher darauf, in kleinen, gut überschaubaren Feldern kurzfristig positive Kontrollerfahrungen zu erleichtern und entsprechende Situationen zu arrangieren. Pauschale und umfassende Veränderungsziele – wie sie gelegentlich in der Hilfeplanung zu finden sind – können eher kontraproduktiv sein. Denn positive Kontrollerfahrungen wirken auch verunsichernd, da sie bisherige Annahmen in Frage stellen, und Situationen, die bisher als sicher vorhersehbar erlebt wurden („da wird sich nichts ändern“, „bei mir geht es immer schief“), erscheinen bei offenerem Ausgang riskanter. Hier ist eine Begrenzung des Experimentierfeldes und eine Absicherung durch die Mitarbeiterin („wenn es schief geht, bin ich ja auch noch da, aber wir versuchen es mal und es wäre doch gelacht, wenn wir das nicht schaffen“). Die Auswahl der Bereiche, in denen neue Erfahrungen und Interpretationen angestrebt werden, muss sich auch nach der Erfolgswahrscheinlichkeit richten und nicht primär danach, welches Problem in dieser Familie als erstes ins Auge fällt. Denn dort ist die Kette der Misserfolge häufig am längsten, und unmittelbare Veränderungen sind am unwahrscheinlichsten.

Auch die Versöhnung mit den eigenen Möglichkeiten und Grenzen zu erleichtern (sekundäre Kontrolle) kann ein sinnvolles Interventionsziel sein, zumal dann, wenn nach der Trennung von einigen Zielvorstellungen neue und eben beeinflussbare Ziele sichtbar werden. Dazu ist es oft notwendig, dass die Klienten ihre Aufmerksamkeit auf neue Möglichkeiten richten. Dies kann nicht nur explizit in Gesprächen erfolgen, sondern auch durch tatkräftiges Handeln. Wir waren überrascht, dass die Klientinnen oft eine deutliche Anregung, ja Leitung durch die SPFH-Mitarbeiterinnen akzeptiert und gelobt haben, wenn diese ihnen wohlwollend gegenüberstanden und sie sie als kompetent einschätzten (ähnlich: Schuster 1997 hinsichtlich Direktiven). Ohne Wohlwollen war der Verlauf immer ungünstig, und bei Kompetenzzweifeln wurde er häufig als Verstärkung der Ohnmachtserfahrungen erlebt („die konnte auch nichts machen“).

Ideen zu entwickeln, wie auch mit Hilfe anderer Menschen ein neuer Einfluss möglich wird (indirekte Kontrolle), kann ebenfalls ein Interventionsziel sein. So könnte man überlegen, wer z.B. das als widerstrebend erlebte Kind eleganter beeinflussen kann als die Mutter, die sich vielleicht festgefahren hat bei der Bearbeitung der Schulprobleme. Die Frage, "wen könnten wir denn für unser Anliegen gewinnen und einsetzen", erweitert den Blick auf neue, eben indirekte Kontrollmöglichkeiten.

Mittel- und langfristig geht es oft um die Übertragung von positiven, neuen Kontrollenerfahrungen auf andere, bisher als unkontrollierbar angesehene Felder. Besonders beeindruckend sind Interviewpassagen, in denen deutlich wird, wie Menschen durch den wohlwollenden, ermutigenden und optimistischen Umgang der SPFH-Mitarbeiterin neue Handlungsmöglichkeiten entdecken: sich auch wohlwollend um sich selbst kümmern und sich ganz anders als Frau erleben und inszenieren, ihre Wohnung anders gestalten, Angelegenheiten ihrer Kinder in die Hand nehmen oder ihre Partner aktivieren.

Insbesondere den in der SPFH tätigen Leserinnen werden weitere Konsequenzen einfallen. Wir sind damit auf einem Weg, Verhaltensweisen von Klientinnen angemessen zu dechiffrieren und unsere sozialpädagogischen Handlungsmöglichkeiten zu erweitern, gerade auch bei Familien, die sich in sehr schwierigen Situationen befinden.

Literatur

Allert, Tilmann; Bieback-Siel, L. ; Oberle, E. u.a.: Familie, Milieu und sozialpädagogische Intervention. Münster (Votum) 1994.

DJI: Handbuch Sozialpädagogische Familienhilfe. Stuttgart (Kohlhammer) 1997.

Flammer, August: Erfahrung der eigenen Wirklichkeit. Einführung in die Psychologie der Kontrollmeinung. Bern 1990.

Hagens, Jürgen (Hrsg.) (Hrsg.): Klar helfen wir Ihnen! Wann sollen wir kommen? Systemische Ansätze in der sozialpädagogischen Familienhilfe. Dortmund (Borgmann) 1997.

Ludwig, Peter H.: Ermutigung. Optimierung von Lernprozessen durch Zuversichtssteigerung Opladen (Leske + Budrich) 1999.

Nielsen, Heidi; Nielsen, Karl; Müller, C.Wolfgang: Sozialpädagogische Familienhilfe: Probleme, Prozesse und Langzeitwirkungen Weinheim (Beltz) 1986.

Pressel, Ingeborg: Modellprojekt Familienhilfe Kassel: Bericht der wissenschaftlichen Begleitung. Frankfurt (Deutscher Verein) 1981. (= Arbeitshilfen. Deutscher Verein ... 21)

Schuster, Eva M.: Sozialpädagogische Familienhilfe (SPFH) Aspekte eines mehrdimensionalen Handlungsansatzes für Multiproblemfamilien Frankfurt /Main (Lang) 1997.

Stiensmeier-Pelster, Joachim: Erlernte Hilflosigkeit, Handlungskontrolle und Leistung. Berlin, Heidelberg (Springer Verlag) 1988.

Woog, Astrid: Soziale Arbeit in Familien: theoretische und empirische Ansätze zur Entwicklung einer pädagogischen Handlungslehre Weinheim, München (Juventa) 1998.

Erschienen in:

Zeitschrift „Jugendhilfe“ 2001, Heft 4: 206 – 211

Luchterhandverlag, siehe auch: jugendhilfe-netz.de